

Ein Weihnachten.

Und wieder neigt zu Ende sich ein Jahr!
Ist mir's doch fast, als hätt' es kaum begonnen,
Als wär's nicht möglich, daß der Tage Schar
Im Lauf des Jahr's sich wieder abgesponnen!
Und langsam reißt der Bilder bunten Kranz
Erinn'ung auf . . . Ich sinne stumm und schreite,
So still die Straßen. Nur der Kerzenslanz
Aus tausend Fenstern giebt mir das Geleite . . .

Und all' der Kerzenschimmer, all' das Licht
Thut mir so weh! Es gleißt, wie gold'ne Schlangen!
Denn Liebe und Erlösung bracht' es nicht,
Wenn auch die Glocken tausendmal es sangen! . . .
Und neben mir im fadenschein'gen Kleid
Schleppt müd' ein Kind, ein Mädchen, seine Schritte,
Und schaut mich an, mit einem Blick voll Leid,
Wie ich ihn oft geschaut, in stummer Bitte.

Ich frage hin und her . . . Das scheue Kind
Verliert die Furcht und drängt an meine Seite, —
Und Wort auf Wort aus ihrem Munde rinnt
Formt sich zum Lebensbild, indes ich schreite.
Es war das alte Lied, — längst kann' ich's schon!
Doch war es mir, als hätt' ich's nie vernommen
So schmerzdurchbebt, so hoffnungslos im Ton
Und so unsagbar traurig und beklommen!

Mir war's, als wehte mir die Winternacht
Ins tiefste Herz mit ihren Eiseschauern
Und riß und zerrte drin mit wilder Macht!
Und tausend Blicke sah ich auf mich lauern, —
Es waren Blicke unter wirrem Haar,
Gegülte Blicke, wie der Blick des Kindes . . .
Und zu dem Ganzen pfiff nur manchmal klar
Das Hohngelächter des Dezemberwindes.

So schritten wir. Die Kleine sprach nicht mehr,
Sie war mit einem Mal so stumm geworden.
Hohl hallten hinter uns die Tritte her,
Und Schatten lagen auf den Straßenborden.
Das Hausgemäuer starre schwarz empor,
Erstorben war das letzte Weihnachtstreiben,
Und gelbes Gaslicht lag wie Nebelflor
Um der Laternen dunstbelauften Scheiben.

Fern lag des Lebens lauter Lärm und Braus.
Einförmig aufgeführt, wie alle andern
Stand abseits hier ein nüchtern' Vorstadthaus,
Wo ein wir stellten unser Weihnachtswandern.
Kein Wort zum Abschied. Leis nur mit der Hand
Strich ich die kalten, blassen Kinderwangen, —
Und fühlte, wie die Thränen unverwandt
Hernieder tropften. Dann bin ich gegangen . . .

Ich ging denselben Weg — doch nun allein.
Ist'sch schwieg der Wind mit seinem Spötterlachen.
Nur der Laternen rölllich matter Schein
Quoll in die Nacht, wie Augen müd' vom Wachen.
Nur hin und wieder noch gespenstergleich
Ein Menschenschritt.. Dann huscht es schnell vorüber..
Es knirscht der Frost; und Sterne groß und bleich
Vom dunklen Winterhimmel glitzern nieder. —

Dann hebt es feierlich und langsam an
Von allen Türmen Mitternacht zu schlagen:
Es starb ein Tag — ein neuer Tag begann,
Ein neuer Tag mit Noth und Leid und Plagen.
Und wie die Töne starben in der Nacht,
Da ist es mir durch meine Brust gegangen:
Auch heut' habt ihr Erlösung nicht gebracht,
Obwohl die Glocken tausendmal es sangen! —

Else.

(Nachdruck verboten.)

10] Von Alexander L. Kielland.
Aus dem Norwegischen von Leo Bloch.
(Schluß.)

Es war ganz still in dem großen, kalten Steinhaus. Nur ab und zu — während der Nacht, wenn einer von der Bande gefangen eingebracht wurde, gab es ein Thürverren, Schlüsselrascheln, Geschrei und Stimmen, welche sich in den langen Gängen verlor. Denn der Polizeimeister hatte in einem Anfall von Energie beschlossen, das ganze Mudel zu greifen, welches so lange eine Schande für die tugendhafte Stadt gewesen war.

Trotzdem konnten sie den, den sie am meisten haben wollten, nicht bekommen. Der Mechaniker war und blieb wie in die Erde versunken. Und bei Lenepuppe hatte man nicht genug Gründe, um sie festzunehmen, denn schon um sieben Uhr fand man sie in ihrem Bett, den Schlaf der Gerechten schlafend.

Als Abend eingebracht wurde, fragte er nach Else. Aber als man ihm sagte, daß sie tot sei, kamte sein Zigarettenblut in einer wilden Schlägerei mit dem Schlichter und dem Polizisten auf, sodaß man ihm Eisen anlegte.

Darauf wurde es wieder ganz still in dem großen, kalten Steinhaus und der Mond setzte seine Kunde fort. Er hatte lange bei Else verweilt, denn da war viel zu sehen. Es war gleichsam ein Auszug aus einem ganzen Menschenleben, was da lag, eine ganze Geschichte — übrigens eine alte Geschichte.

Es fehlte nichts, es war alles da. Sie hatte ihr Tuch, ihren Rock, ihre alten Stiefel und die Lumpen, welche ihr als Unterkleider dienten, — ja in der Tasche hatte sie auch ihre braune Kindermütze mit den rosenroten Kinnbändern. Etwas anderes gehörte ihr nicht, von der Kindermütze bis zu ihren letzten Lumpen waren sie ihr getreulich gefolgt, was das Leben ihr von Fall zu Fall gebracht hatte, hatte der Strom in einen Winkel des Gefängnisses zusammen geschwemmt, ja — selbst Rosen waren da, der Frost zeichnete sie auf die Fensterscheiben hinter dem Gitter und ihm zitterte dabei die Hand, als ob er selbst fröre, oder ob es wohl Mitleid sein mochte?

Ein paar Mäuse bissen sich und piffen unter der Bank, da lief eine über die Diele und verschwand. Die Uhr in dem Kirchturm schlug fünf; der Ton zitterte lange in der schlummernden kalten Morgenluft. Aber der Mond zog langsam sein Licht über die Mauer und durch das Fenster und, indem er ging, breihte er eine dicke und weiche Decke von Dunkel und Vergessen über die schlafende Else . . .

Und der Mond fuhr fort, seine kalten und unbarmherzigen Augen über die Erde gleiten zu lassen, und die Nacht kroch zusammen in Schatten — aus Furcht vor ihren bösen Heimlichkeiten.

Aber schließlich wälzte sich die schwere, steisgefrorene Erde wie in Schmerzen fort vom Mond, und die Sonne fing an, auf den Kirchturmspitzen zu spielen.

Und alle Kirchenglocken der Stadt läuteten und verkündeten den festlichen Jubel des Weihnachtsmorgens über die ganze Gemeinde. Und die Kinder sprangen im Hemd auf, um mit dem neuen Spielzeug zu spielen oder etwas Süßes zu essen, für das sie gestern unmöglich hatten Platz finden können.

Aber alle Erwachsenen putzten sich und gingen in die Kirche.

Deshalb war sie auch ganz voll, und Pastor Martens mußte sich förmlich zur Kangel durchdrängen.

Die Wintersonne spielte munter mit den bunten Farben, welche sie aus den Glasmalereien des großen Chorfensters zog, schob schräge Strahlen vorbei an den Altartisch und sandte rot, grün und brandgelb gefärbtes Licht über den Chor hinunter. Es lag ein festliches Lächeln über der ganzen Kirche, eine strahlende, gesegnete Weihnachtsstimmung.

Und darüber predigte auch Pastor Martens. Das Christfest war nicht bloß ein weltliches Freudenfest, ein Herzensfest, ein Kinderfest; sondern es war zugleich — ja zuerst und zumeist ein religiöses Fest, wo jede Freude, jeder Genuß tieferen Grund und Wurzel hatte. Und als er zum Tagestext überging, verweilte er besonders bei dem frommen Eindruck des Weihnachtstages in den Kinderjahren; und vor den Augen der Gemeinde entwickelte er die lieblichen Bilder vom Kind in der Krippe, von den Hirten und Engeln und

opfernden Königen, während die Worte mild und herzlich wie in kindlichem Entzücken von der Kangel fielen.

Und wenn sich wirklich das eine oder das andere Wort aus den donnernden Nebeln von Hölle und jüngstem Gericht hier und da hinter den Steinblumen versteckt hatte — heute wurde es gründlich hinausgefegt. Alle Bilder von der Religion des Schmerzes und der Entsagung wurden behulfsam zur Seite geschoben und er, der da hing und mit Nägeln in Händen und Füßen zu Tode gequält wurde — er wurde zum lieblichen kleinen Kind, und ihn — ihn hatte man in die Krippe gelegt.

Der gute Pastor Martens bekam Thränen in die Augen, und seine Stimme wurde thränenverschleiert: es lag etwas so unsäglich Rührendes darin. Und auch das, daß das in der Welt Veringe und Verachtete — daß das gerade die rechte Höhe, die echte Majestät war — darin war auch etwas so unendlich Wohlthuendes und Beruhigendes. So hatte niemand ein Recht über seinen Platz im Leben zu klagen, — ja, wer wollte das thun, wenn das Niedrigste das Höchste war — wenn die Veringen und Verachteten die Ausgewählten waren! Wie beseligend — oh! wie beseligend, das zu wissen! — müssen wir uns nicht alle mit Kindergemüt an das Kind in der Krippe wenden, dort in Bethlehems Stall.

Pastor Martens sprach mit wahrer Begeisterung. Zu seiner schönen Stimme schwirrte die ganze gespannte Erwartung eines Opfertages, und als er zum Schluß und Kirchengebet kam, welches er auswendig konnte, beobachtete er genau die Einzelnen in der Gemeinde dort unten.

Er fand sofort den reichen, alten Schiffer Mandusk, Konjul Wihls Schwiegervater, welcher zuvorderst in den Reihen der Opfernden zu gehen pflegte. Denn hier herrschte noch „der fromme und christlich-schöne Brauch“ — wie Martens sagte — daß die Gemeinde persönlich ihr Opfer für den Seelenhirten darbrachte.

Und Pastor Martens dachte an die großen, flachen Convertis, in welchen nichts anderes sein konnte als Danknoten, aber auch an die bescheidenen Tüten mit Silbergeld — denn er verachtete auch das Scherstein der Witwe nicht, und selbst das ärmliche Kupfer bekam einen gesegneten Klang, wenn es in Demut auf den Tisch des Herrn niedergelegt wurde.

Es war eine der besten Predigten, welche man von ihm gehört hatte, und Pastor Martens hatte eine anerkannte Stellung unter den hervorragendsten geistlichen Rednern des Landes.

Die Gemeinde fühlte sich so unsäglich wohl, so kinderfröhlich, so weihnachtsfröhlich. Die Frau Polizeimeisterin bengte sich herüber und sagte zu Frau Venken, daß sie ganz unten in der Kirche einen Hut mit schottischem Besatz sehen könne, den sie selbst genäht und zu Weihnächten verschenkt hätte — und das that ihr so wohl zu sehen.

Frau Venken nickte lächelnd zurück. „Ich fühle mich so, als ob wir alle eine große Familie wären.“

Zwischen setzte die gelbe Wintersonne ihr Spiel mit den bunten Strahlen fort. Von St. Lukas' Ofen nahm sie einen bunten Fleck und kleisterte ihn in das Gesicht des Küsters, der in Gala-Andacht hinter dem kleinen, bescheidenen Tisch saß, auf dem sein Opfer niedergelegt werden sollte.

Und weiter nach unten in der Kirche gingen die schrägen Strahlen und legten bald hier, bald dort um einen oder den anderen Kopf einen Heiligenschein.

Aber es waren keine Heiligen unter ihnen, und das war gerade gut so. Alle hatten ihre Gebrechen und alle fühlten sie.

Eher konnte es schon einem oder den anderen geben, der sogar viele Gebrechen hatte, aber — Herr Gott! wer wollte an einem solchen Tag mit seinem Nächsten ins Gericht gehen.

Jeder fühlte sich seiner so sicher, war so zufrieden mit sich und so überströmend lieb und kindlich fromm.

Man lächelte einander zu und drückte sich zusammen auf den Bänken, damit alle sitzen konnten, es war reizend zu sehen, wie der elegante, vornehme Konjul Wihl sich erhob, um seinen Platz der alten Madam Spädbom zu überlassen. Es war wirklich ein rechter, wunder schöner Weihnachtstag, und die Kirche war durchwärm, so daß man nicht einmal die Fußsäcke brauchte.

Und die Gedanken verweilten bei der langen Reihe von Festtagen und frohen Gesellschaften, welche jetzt vor der Thür standen. Man war gerade in der Laune, etwas zu unter-

nehmen, einen langen Spaziergang in der frischen Winter-
sonne zu machen und mit gutem Appetit heimzukommen,
um den Duft von gebratenem Geflügel im Hansflur an-
zutreffen.

Und von den hohen, sonnenerfüllten Wölbungen senkte
sich eine heilige Weihnachtsstimmung beruhigend, wie ein
gutes Gewissen, über die ganze Gemeinde.

Aber die Kirche wurde von brausenden Tönen erfüllt,
der Organist spielte ein Festpräludium mit breiten,
triumphierenden Harmonien. Und als der Gesang begann,
stimmte die ganze Gemeinde freudig und jubelnd ein. — die
meisten brauchten nicht einmal in das Gesangbuch zu sehen,
denn es war das alte herrliche Weihnachtslied:

In der lieben Weihnachtszeit
Soll man recht sich freuen. —

Sonntagsplauderei.

Auf dem Arbeitstische des Herrn Chamberlain grünt heute ein
Mispelzweiglein. Sein Kammerdiener hat es ihm hingestellt; denn
Herr Chamberlains Kammerdiener hat Gemüt und er hat das Be-
dürfnis, den großen, grade jetzt viel beschäftigten Staatsmann daran
zu erinnern, daß heute heiliger Abend sei. In der Küche wird ein
besonders künstlerisch angelegter Weihnachtspudding zubereitet; denn
auch Chamberlains Koch hat viel Gemüt und hat den liebevollen
Bunsch, seinem Herrn den Gram von der Stirne zu schenken.
Eben beginnen auch die Gloden zu klingen; sie lassen das alte
Gericht wieder aufklingen, daß einmal in der Weihnacht stimmen-
begabte Engel das Märchenlied von dem Frieden auf Erden ge-
sungen hätten.

Herr Chamberlain erhebt sich unwillig; das Gekling dranken
stört ihn in seinem dem Wohle des britischen Reiches gewidmeten
Betrachtungen. Ein Staatsmann hat keine Feiertage, er sorgt selbst
auch am Heiligen Abend für das Heil des Vaterlandes. Herr
Chamberlain schreit erregt in dem hohen und weiten Gemach auf
und nieder. Sein Monocle ist aus dem rechten Auge verzweifelt
entglitten. Der einsame Mann denkt weder an den Mispelzweig,
noch an den Pudding, und das Gedimmel draußen in der Stadt
peinigt seine Nerven. Er will in den Klub gehen, und will wieder
nicht. Er mag keine Menschen sehen.

Ein Dichter aus der guten, alten Zeit, da man noch an ein Ge-
wissen glaubte, vielleicht auch nur, weil das Gewissen padende
Tragödienmotive darbot, würde den unruhigen Seelenzustand des
Herrn Chamberlain mit leichter Mühe auf eine eindringliche Formel
ziehen. Er würde das Weihnachtsgewissen in dem Minister rumoren
lassen und erschütternd darstellen, wie sich die Glodenklänge des
allirdischen Friedens für den Anführer des Boerenkrieges in schlangen-
haarige Furien verwandeln, er würde schildern, wie er sich ein
parfümiertes Taschentuch gequält vor die Nase hält, um den ent-
setzlichen Geruch zu betäuben, der ihn verfolgt: Er riecht — so
würde der gute, alte Dichter sagen — überall Blut. Was er
ißt und trinkt, was er sieht und tastet — alles strömt Verwesungs-
dünste ans; selbst der Weihnachtspudding scheint ihm geronnenes
Menschenblut, und das Lachen der Kinder verwandelt sich ihm in
das Wimmern vor Sterbenden. Das würde, wie gesagt, der gute,
alte Dichter behaupten, in der Sucht, Herrn Chamberlain durchaus
zu dem Helden einer Gewissenstragödie empor oder herunter zu
bringen.

Wie würde dieser Poet in die Irre sich verlieren! Gewiß, der
Minister ist aufgeregt, und begründet aufgeregt, aber er hat nicht
die geringste Lust, die Kinderkomödie von dem am Heiligen
Abend erwachten Gewissen aufzuführen. Warum auch? Im
Lande Darwins weiß jeder Gebildete, daß der Kampf ums Dasein
das grausame Naturgesetz ist, das alles Lebende hegt, und
die christliche Friedenslegende muß vor der wissenschaftlichen Er-
kenntnis weichen. Es ist überhaupt eine hübsche Erfindung um diese
Naturgesetze, sie beweisen einem alle Zweifel und Scrupel endgültig
weg, und man braucht sich nicht einmal mehr dem Teufel zu ver-
schreiben, um allen moralischen Bedenken entnommen zu sein; die
Erkenntnis der Naturgesetze reicht völlig aus.

Nein, es sind vernünftigerer Ursachen, aus denen sich die Auf-
regung des Herrn Chamberlain erklärt, an diesem Heiligen Abend.
Erschlich hat ihn der Kurssturz der Goldminen-Aktien sehr erschüttert;
warum hat er nicht rechtzeitig veräußert? Zweitens aber und vornehmlich
hat er sich über die unerhörte Faltschichtigkeit seiner lieben Mitmenschen
geärgert, die sich den Schiffs seiner Gessittung durchaus nicht anzu-
eignen vermögen. Aus allen Teilen der Erde hatten sie ihm zum
heutigen Feste Christmastarten geschickt, voll der gemeinsten Bilder
und infamsten Beschimpfungen. Zehntausend von diesen Sudeleien
hatten sich in seinem Arbeitszimmer im Laufe des Tages
angehäuft. Verbrecher, Mörder — das waren noch die
gelindesten Anreden, die man ihm widmete. Und dazu
die Bilder! Hier wurde er als Schlächtermeister abgebildet,
der einen kribbelnden Haufen englischer Soldaten zu einem
englischen Beeshtad weiß klopste. Dort sah man ihn
als Erzengel, der mit einer Glode, auf der „Friede auf Erden“
als Aufschrift zu lesen war, rasend unheroische und mit dem heiligen
Instrument den Menschen die Schädel einschlug. Auf einer Karte

war ein Mispelzweig abgebildet und Herr Chamberlain spießte, als
Reiniger karikiert, auf jeden Dorn ein paar Menschen. Als Faltsch-
münzer sah man den Minister, wie er aus Blut Gold prägt, und
ein besonders niederträchtiger Burische hatte eine Karte gefandt, auf
der Chamberlain an einem Baum hing, aufgeknüpft am Hosenband-
orden; der Leichnam steckte die Zunge heraus und diese Zunge war
eine Goldminen-Aktie. Eine andere Karte stellte dar, wie er eine
Abordnung von Witwen empfängt, darunter die Worte: „Seien Sie
stolz, Ihre Männer sind schön gestorben; sie mußten fallen,
damit die Aktien steigen.“

Kurz, es war ein nichtswürdiger Unfug! Das Anklagefest aber
war, daß man ihm heute Morgen auf die Schwelle seines Hauses
als Weihnachtsgeschenk eine Wachsputze gelegt hatte, mit ver-
stümmeltem Kopf und durchlöcherter Brust, aus der ein roter Saft
quoll. Er wäre beinahe über das Schenkel gestolpert, als er zur
Wohnung sich begab.

So war Herr Chamberlain der Tag einigermassen verleidet,
und der Mann mit den eisernen Nerven flatterte instät in seinem
Arbeitszimmer, nicht viel anders wie ein Fuhri, das die Köchin huld-
voll von ihrem Schoß entlassen, nachdem sie seinem Bewegungs-
drang durch das Durchschneiden der Kette einen heftigen letzten
Anstoß vergönnt. Ja, Herr Chamberlain empfand sogar sein Allein-
sein als eine Störung seines Wohlbesindens, und es war ihm daher
nicht unangenehm, als ein bescheidenes Klopfen einen Gast ver-
kündete.

Es war Mr. Reptil-Swinbury, ein gelehrter und wohlgezogener
Mann, der dem Minister als Sekretär diente.

Chamberlain empfing seinen Sekretär mit einem wohlwollender
Händedruck und erkundigte sich nach der Ursache seines Kommens zu
so ungewöhnlicher Zeit. Das war eine rührende Ursache.

Mr. Reptil-Swinbury hatte nämlich in seinen Händen einen
mächtigen Quartband, ein Wunder der dekorativen Buchkunst. Der
Einband aus violetter Leder trug einen so künstlerischen Schmuck
von bunten, sorgsam verhedderten Arabesken, daß das Ganze beinahe
wie ein garnierter Heringsalat leuchtete. Es standen immer
nur zwei Worte auf der Zeile, und acht Zeilen auf der Seite —
das Uebrige war Rand und Zierleiste.

Ziemlich verlegen überreichte Mr. Reptil-Swinbury die köstliche
Gabe seinem Gönner; es sollte sein Weihnachtsgeschenk sein, und
war die Lugensangabe des soeben erschienenen Geschichtswerts

Chamberlain by Reptil-Swinbury.

Aber der Verfasser fühlte sich bedrückt, als er das Werk seines
Kleines dem Gewaltigen überreichte und er erläuterte sein Unter-
fangen: „Ich gedachte Ihnen eines Freunds zum Christenfest zu be-
reichen. Doch der Zufall meines bescheidenen Buches paßt nicht
mehr recht. Ich habe die Blätter niedergeschrieben — als — hm —
als die Anglidsnachrichten aus Südafrika noch nicht vorlagen. Ich
konnte nicht erwarten, daß es so kommen würde —“

Herr Chamberlain stampfte mit dem Fuße und blickte wütend;
der eingeschüchterte Sekretär fühlte sich bewogen, als fort-
zufahren:

— aber ich habe die feste Ueberzeugung, ich möchte sagen,
den Instinkt, daß meine Darstellung nur den Ereignissen voraus-
eilt, daß sie noch ihre Sanktion durch die Geschichte selbst erhält.“
Der Minister riß gütig ein Blatt aus einem Ehedbuch los,
händigte es ihm ein, bekannte sich höflich für die zarte Aufmerksamkeit
und entließ den Sekretär. Dann aber blätterte er in dem Buch,
anfangs zerstreut, bald aber mit immer stärkerer Spannung und tieferer
Bewegung.

Es war ein Lapidarwerk über das staatsmännische Genie
Chamberlains. Der südafrikanische Krieg war als Mittelpunkt und
Höhe seiner Laufbahn geschildert. Chamberlain habe den Schluf-
stein zur englischen Welt Herrschaft gelegt. Auf jeder Seite soll
tauchte das Wort „historische Notwendigkeit“ auf und auf jeder
zweiten las man etwas von „Realpolitik“ und „prophetischem Weit-
blick“. Die internationale Lage vor dem Krieg war düster ge-
schildert. Es war gezeigt, wie das britische Reich am Abgrund hing.
Da kam Chamberlain, der geniale Chamberlain, der Mann der un-
gebrochenen Energie und des starken Willens. Transvaal mußte englisch
werden, oder England war aus der Weltgeschichte gestrichen. Der Ham-
merschlag mußte zur rechten Stunde und mit rechter Kraft geführt werden,
oder England war verurteilt, hinfort nur Amboss zu sein. Chamberlain
waagte den rettenden Schlag, die Boeren wurden von der ersten bis
zur letzten Schlacht schmachlich besiegt, bis zuletzt der große Befreier,
der Hammerschmied der britischen Universalmacht auf goldgeschmiedtem
Zeller triumphierend in Johannesburg einzog — unter dem Jubel
der Boeren und Schwarzen. „Blut und Eisen ist der Jungbrümmen
der Völker. Das hat auch Chamberlain tief erkannt und unbekümmert
um das Gezeier der empfindsamen alten Weiber in Hofen und Höfen
hat er gethan, was die historische Notwendigkeit gebot — zum Heile
Englands und zur Festigung der Welt. So ist Chamberlain in
Wahrheit der Bismarck des 20. Jahrhunderts.“

Das waren die Schlüsselworte des Buchs. Als Chamberlain zu
Ende gelesen, zeigte seine Züge den Erzlang eines Helden nach
dem Siege und sein Monocle strahlte. Er schalt sich leise, daß er
in der Belohnung seines Sekretärs zu niedrig gewesen; dann faltete
er fromm die Hände und flüsterte wie träumend: „Das war eine
schöne Weihnachtserbaumung.“

In dem Augenblick fielen seine Augen auf die schimpfenden und
höhnenden Christmastarten. Die Wirklichkeit stand wieder vor ihm,
grau und grauam. Aber den Eindruck des Buches vermochten sie

nicht mehr ganz zu zerstören, und indem er sich straff aufrichtete, so weit es seine kleinen neuralgischen Zufälle gestatteten, tief er:

„Zu der That! Was war denn jener, wie ein Gott angebetete Wisnarek mehr als ich! Kann ich dafür, daß sich seine pommerischen Grenadiere besser schlagen als meine einsfältigen Hochländer. Eine kundische Welt, die das bisherige Erfolg zum Maßstab des Werts erhebt — indeß, ob kundisch oder nicht — ich will den Erfolg“ . . .

Die Weihnachtsklopfen tönten unablässig. Sie schienen immer lauter, wilder, orgastischer zu klingen. Es war wie eine rasende Hezjagd nach dem Frieden, wie eine Ekstase der heiligen Stille und der brünstigen Weltliebe, wie ein wahnsünniger Rausch der Veröhnung und Verbrüderung.

Herr Chamberlain ergriff die Feder und schrieb eilig ein paar Zeilen auf einen Alfenbogen.

Es war der Befehl, eine Million Soldaten nach Afrika zu senden.

Die fromme Stimmung der Christnacht war über den Minister gekommen. Er kniete nieder, und betete lange, mit zudenden Lippen immer dieselben Worte wiederholend:

„Gieb mir den Sieg, gieb mir den Sieg, und wenn das Wasser von London bis Kapstadt vom Blute sich röten müßte.“ — Joe.

(Nachdruck verboten.)

Die Flüchtlinge.

Erzählung von Iwan Kajanski.

„Raten Sie, wo ich im letzten Jahre die Weihnachtsklopfen verzehrt habe,“ sagte Freund Konstantin und fuhr sich mit der Serviette über den weißen Bart, auf dem die Sauce in kleinen Tröpfchen perlte.

Wir wußten, daß sich unser Freund damals in seiner Heimat, in Rußland, aufhielt, und deshalb antwortete ich:

„Sie haben jedenfalls in Ihrer Familie eine schöne Weihnachtsklopfen verzehrt, die am Ufer eines sibirischen Flusses erlegt worden war, eines jener Flüsse, die breiter sind als unsere Meere.“

Konstantin schüttelte den Kopf.

„Nein,“ sagte er, „ich hatte meine Verwandten bereits verlassen und fuhr seit einer Woche auf dem Wege nach Europa dahin. Ich reiste im Schlitten, um Irkutsk, die Dampfschiffe und Eisenbahnen zu erreichen. Wir hatten ausgerechnet, daß wir in der Stadt am Abend vor Weihnachten eintreffen würden, und gedachten, uns eine Woche dann aufzuhalten. Doch die Wege waren schlecht und der Schnee blendete unsere Pferde so stark, daß wir gegen 7 Uhr einige Kilometer vor Irkutsk vor der ersten Isba (Haus) eines kleinen Dorfes anspannen mußten, das den Namen Zitma (Winter) führte.“

Wie fast alle sibirischen Dörfer ist auch „Zitma“ eine lange Straße, die nach Europa führt. Unsere Pferde hielten von selbst vor dem ersten Lichttrahl, der über den Weg fiel. Die Nacht war so schwarz, daß wir ohne dieses Licht an dieser Isba vorübergefahren wären. Doch mein Kutscher, den der Lichtschein erweckt, sprang zur Erde und klopfte an die Thür.

„Geda! Ist die Herberge in der Nähe, Onkelchen?“ fragte er einen Muschil von sehr ehrwürdigen Aussehen, der in seinem roten Hemde, mit einer Lampe in der Hand, auf der Schwelle erschienen war.

„Weshalb suchst Du die Herberge auf?“ fragte der Greis, „mein Haus steht für den Weihnachtsgast offen, und mein Stall für seine Pferde.“

„Ich habe aber einen Reisenden bei mir!“

„Auch er ist willkommen!“

Bei diesen Worten setzte der Muschil seine Lampe hin, trat aus der Isba, näherte sich dem Schlitten und lud mich in äußerst höflichem Tone ein, abzustiegen.

Ich sah sogleich, daß unser Wirt ein Bauer der wohlhabenden Klasse war, und der Anblick der Isba bestärkte mich in dieser Meinung; das Gebäude war nach dem landläufigen Gebrauche durch einen ziemlich breiten Gang in zwei sehr große Stuben geteilt; rechts die „Gorniza“, das heißt die Stube für die Feste, das Zimmer, in dem die schönsten Möbel stehen und die Bilder hängen; links befand sich die Küche, in die wir eintraten.

Bei unserem Anblick erhoben sich die Frau des Muschils und seine beiden Töchter, um uns zu begrüßen, und der Großvater stieg vom Ofen herunter, von dem aus er das Drehen des Bratenspießes beobachtet hatte.

Ich erinnere mich, daß er ein sehr alter Mann war; er lachte laut, als er uns die Hand gab, wie jemand, der seinen Verstand nicht mehr beisammen hat.

„Dremja,“ sagte unser Wirt, sich an seine älteste Tochter wendend, „überlaß Deinen Platz den Reisenden, auf daß sie sich wärmen.“

Das junge Mädchen nahm mir mit vieler Anmut meinen Pelz ab; sie trug den roten Saraphan der heiratsfähigen Mädchen, und ihre in einen einzigen Knofen geflochtenen Haare deuteten darauf hin, daß sie noch nicht verlobt war.

„Ich wünsche Dir einen Mann nach Deinem Herzen,“ sagte ich und setzte mich auf den Holzstuhl, den man mir ans Feuer geschoben hatte.

Sie erröthete und verließ das Zimmer.

Der Großvater hatte sich fast zu meinen Stiefeln niedergekniet. Seine Augen schienen das Geflügel zu verschlingen. Von Zeit zu Zeit sah er mich an und lachte noch immer.

Man hätte wahrhaftig glauben können, unser Wirt habe nur auf diesen Zuwachs von Gästen gewartet, um sein Weihnachtsmahl zu teilen; es standen an jenem Abend alle Lederbissen auf der Tafel, die ein sibirischer Muschil sich nur einmal im Jahre zusammen leisten kann; erstens die vorwirthschaftsmäßige Kohlsuppe, der „Tsch“, dann Käse mit Butter, dann Rindfleisch, dann die berühmten gebratenen Gänse und endlich Cedernüsse, um uns die Kehle und Zunge vom Fett zu reinigen, während das Ganze mit „Kwas“ und Branntwein angefeuchtet wurde.

Das Mahl war in der Feststube aufgetragen worden, die man uns zu Ehren geöffnet hatte.

Wir waren im ganzen etwa zehn Personen bei Tische — mein Kutscher und ich, wir saßen ganz oben, auf dem Gastplatze.

Als ich in diesen großen Saal eintrat, hatte ich am Fenster einen kleinen Tisch bemerkt, auf dem eine angezündete Lampe, ein Topf mit Kwas und Brot standen; jedesmal, wenn eine neue Schüssel aufgetragen wurde, erhob sich die älteste Tochter und legte eins der besten Stücke auf diesen Tisch.

Neugierig fragte ich den Muschil:

„Ein Gast, der Dir teuer ist, scheint das Fest versäumt zu haben? Oder hast Du einen lieben Verwandten im Hause, der krank darniederliegt?“

Alle schwiegen, und die Blicke der Gäste wandten sich unserem Wirte mit so augenscheinlicher Verlegenheit zu, daß ich ganz verwirrt wurde; doch er erwiderte, ohne sich den geringsten Zwang aufzuerlegen, mit ernster Stimme:

„Dieses Brot, diese Lampe und dieses Getränk werden tagtäglich in unseren Häusern für die hingestellt, die man nicht sehen darf.“

Nach dieser Auskunft fing man wieder zu trinken an und sang dazu ländliche Melodien.

Ich hatte die Antwort des Muschils nicht recht verstanden, daher bemerzte ich eine Sekunde, wo man in der Fröhlichkeit des aufsteigenden Rausches auf mich nicht mehr acht gab, um meine Nachbarn zu fragen:

„Wer sind die, die man nicht sehen darf?“

„Die Brodiadzi,“ erwiderte das junge Mädchen, und legte einen Finger auf die Lippen — „die Flüchtlinge!“

Daran hatte ich thatsächlich nicht gedacht; das Dorf Zitma ist eines der ersten auf der Landstraße nach Europa, wenn man von Njerschinsk kommt, wo sich die Minen von Kara befinden, in denen die Sträflinge arbeiten. Da dieses Zuchtthaus das grausamste von allen ist, so entfliehen die Verurtheilten in jedem Jahre zu Hunderten. Wohlverstanden brechen sie mit Vorliebe im Frühling aus. Doch man wählt sich nicht immer die Gelegenheit zur Flucht, man ergreift sie, wenn sie sich bietet. Kommt sie im Winter, so kann man nicht daran denken, sofort Europa zu erreichen, man versucht, sich etwa hundert Meilen zu entfernen und sich für Obdach und Wohnung bei Bauern zu verdingen. Uebrigens können die Flüchtlinge vom Inneren Sibiriens bis zum Ural nur von Almosen leben; wenn sie Geld besäßen, so wären die Gasthöfe nicht für sie sicher. Sie wandern in der Nacht vereinzelt, und können sicher darauf rechnen, auf ihrem ganzen Wege das erleuchtete Fenster zu treffen, das sie nur aufzustocken brauchen, um das Stück Brot und das Glas Kwas zu finden, das ihrer harret. Man hilft ihnen, denn „es ist Gottes Wille, der ihnen die Thür zur Flucht geöffnet hat“. Doch man will sie nicht sehen, um nicht in Versuchung zu geraten, ihr Erscheinen den sie verfolgenden Soldaten anzuzeigen . . .

Während das junge Mädchen mir diese Einzelheiten mit leiser Stimme berichtete, veranlaßte uns ein leiser Schlag an das hinter uns befindliche Fenster, uns schnell umzudrehen. Sofort verstummte wie mit einem Schlag der Gesang der Trinker, und aller Augen wandten sich dem kleinen Fenster zu, das, von außen aufgestoßen, halb offen stand. Gleichzeitig sprach eine Stimme, die aus der Nacht, aus dem Schnee kam, die Worte:

„Gott sei mit Euch!“

„Mit Dir ebenfalls!“ erwiderte der Muschil. Er erhob sich und fuhr, doch ohne seinen Platz zu verlassen, fort:

„Wir erwarten Dich; Deine Mahlzeit ist aufgetragen!“

Draußen unterschied man ein Geräusch, als wenn jemand auf den Schnee stampfte, dann knarrte das Fenster, öffnete sich noch mehr und eine Hand erschien; sie tastete einen Augenblick, ergriff das Brot und kehrte in die Nacht zurück.

Wir hatten uns ebenfalls erhoben, dem Beispiele unseres Wirtes folgend. Niemand sprach. Nur der Großvater lachte noch immer. . . .

Und zum zweitenmal erschien die Hand und ergriff die Flasche.

„Nimm sie mit“, sagte der Muschil, ohne den Kopf zu wenden; „es ist Weihnachten. Willst Du sonst noch etwas?“

„Betet für mich!“ sprach die Stimme.

Man hörte das Stöhnen des Mannes, der in langen Zügen trinkt, dann von neuem ein Geräusch knirschender Schritte, die sich auf dem Schnee entfernten. . . .

Konstantin schwieg; er starrte vor sich hin; seine Blicke schweiften wie verloren nach jenen fernen Lampen der Muschils, die vom Inneren Sibiriens bis zur Schwelle Europas in der sibirischen Nacht den Weg derer beleuchten, die man nicht sehen darf. —